

Jahresertrag: Durchwachsen? Mt 13,24-30

Predigt im Akademischen Gottesdienst der Schlosskirchengemeinde Bonn
am Altjahresabend 2021

Gottesdienstreihe des WiSe 2021/22: „Schöpfung – Natur – neue Kreatur“

Wissenschaftlicher Mitarbeiter Daniel Rossa

²⁴Er [sc. Jesus] legte ihnen ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich gleicht einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. ²⁵Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging davon. ²⁶Als nun die Halme wuchsen und Frucht brachten, da fand sich auch das Unkraut. ²⁷Da traten die Knechte des Hausherrn hinzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? ²⁸Er sprach zu ihnen: Das hat ein Feind getan. Da sprachen die Knechte: Willst du also, dass wir hingehen und es ausjäten? ²⁹Er sprach: Nein, auf dass ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. ³⁰Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt in meine Scheune.

Mt 13,24-30

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist
und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

(1.) „Jahresertrag: Durchwachsen“ – das passt nicht nur zur Jahresbilanz wohl der meisten unter uns am Ende dieses zweiten Jahrs der Corona-Pandemie, es passt auch zur Situation des Hofherrn des Predigttextes, wie wir ihn vorhin in der Lesung gehört haben. Die Ernte des Menschen, von dem Jesus dort in seinem Gleichnis spricht, ist ebenfalls durchwachsen.

(2.) Verantwortlich zeichnet dafür diejenige Erzählfigur, die dort als Feind, griechisch ἐχθρός (*echthros*), bezeichnet wird. Das kann als Adjektiv auch „hassend“ oder „verhasst“ meinen. Eine *persona non grata* eben. Auch das kennen wir als Teil unserer durchwachsenen Lebenswirklichkeit: Vielleicht als missgünstige Nachbarin, verbitterten Arbeitskollegen – Gestalten, von denen man gelegentlich den Eindruck hat, sie hätten vor allem die Funktion, einem das eigene Leben schwer zu machen.

Matthäus selbst, bei dem allein dieses Gleichnis Jesu zu finden ist, liefert abgelöst vom eigentlichen Gleichnis einige Verse später seine eigene Deutung des Gleichnisses (vgl. Mt 13,36-43). Er deutet seine Bestandteile für uns heute eher lebensfern und sehr dualistisch im Sinne der kosmischen Apokalypse: Der Feind sei der Teufel, das Unkraut die Kinder des Bösen, der Sämann die Heilsgestalt des Menschensohnes, der die Saat, das Gotteswort, ausbreite, und der Weizen diejenigen Menschen, die es annähmen.

Was mir daran auch noch für heute interessant erscheint, ist, dass Matthäus den Feind mittels des griechischen Wortes für Teufel als διάβολος (*diábolos*) bezeichnet, was wörtlich mit „Durcheinanderwerfer“ übersetzt werden kann. Zumindest als Phänomen unserer Lebenswelt kennen wir diesen Effekt: Dass etwas oder jemand unsere bisherige Planung komplett über den Haufen wirft. Auch wenn wir damit keine mythische, gehörnte Figur des Teufels mehr verbinden: Solches Durcheinanderbringen unserer Lebensvorstellungen, das erfahren wir nach wie vor als mächtig und manchmal geradezu als unverfügbar und deshalb als unheimlich.

(3.) Was mir hingegen als eher problematisch an Matthäus' Auslegung erscheint, ist seine Tendenz zum Dualismus: Menschensohn und Teufel, die einen Menschen als himmlische Saat, die anderen als Ausgeburten der Hölle. Das findet sich bei Matthäus auch in anderen komponierten Reden, etwa in der Scheidung der Böcke von den Schafen (vgl. Mt. 25,31-46) in der sog. Endzeitrede (vgl. Mt 23-25). So wie Matthäus diese Gleichnisse montiert, bekommt das Himmelreich, um das es ja in Jesu Gleichnissen geht, vor allem die Bedeutung der endzeitlichen Scheidung der Geister, des jüngsten Gerichts – und damit einen unangenehm moralinsauren Beigeschmack. Inhaltlich ist er uns damit heute fremd. – Dass aber Matthäus hier Textbestände montiert und anscheinend selbst auslegt, zeigt uns jedoch auch, wie *wir* mit Bibeltexten formal verfahren dürfen. Auch wir dürfen sie auslegen und zusammen mit unserer Auslegung montieren.

(4.) Haben Sie sich etwa beim Gleichnis von der Scheidung der Böcke von den Schafen nicht auch schon einmal gefragt, auf welcher Seite Sie dann stehen würden und ob das überhaupt so eindeutig zu sagen wäre? Haben wir nicht alle gelegentlich eine „bockige“ Phase? Sind wir nicht alle ab und zu „handzahn“ und „lammfromm“? Dann wäre die Scheidung von Böcken und Schafen, von Spreu und Weizen oder von Kraut und Unkraut eine, die mitten durch unser eigenes, perönliches Wesen ginge. Sinnbildlich gesprochen wären wir quasi Mischwesen aus Böcken und Schafen, etwa wie ein Maultier eine Mischung aus Pferd und Esel ist. – Das würde auch besser dazu passen, dass wir unser Leben als eine durchwachsene Angelegenheit erfahren, in der sich Kraut und Unkraut, Glück und Pech, Freude und Leid, munter mischen, weil es auf dem Feld des Lebens keine Reinkultur, keine Monokultur gibt, sondern – wir hörten es in der alttestamentlichen Lesung – : „Alles hat seine Zeit“ (Koh 3,1).

(5.) Ja, entgegen dem Dualismus der matthäischen Auslegung von Jesu Gleichnis findet sich im Himmelreich bzw. beim Herrn unseres Feldes ein anderer Umgang mit Ambivalenz und Ambiguität als das allzuspitze Schneiden – ein solcher mit Langmut:

„Da sprachen die Knechte: Willst du also, dass wir hingehen und es ausjäten? Er sprach: Nein, auf dass ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte“ (Mt 13,28b-30a).

Der Herr des Hofes wird im Gleichnis vom Himmelreich hier also als jemand beschrieben, der bereit ist, auf Reinkultur oder Monokultur zu verzichten. Könnte man ihn schon einen Biobauern nennen, den Korn-, Mohn- und andere Feldblumen innerhalb seines Ackers nicht stören, der vielleicht sogar Grünstreifen am Feldrain kultivieren würde und damit Insekten, Feldtieren und Vögeln Refugien zur friedlichen Koexistenz schafft?

(6.) Vielleicht könnte man ihn auch unter jene Bauern zählen, die traditionell und ganz bewusst keine Reinkulturen anlegen, sondern eine Mischwirtschaft auf ihrem Feld betreiben. Hierzu gehört etwa das von den Maya her bekannte und noch heute in Mittelamerika genutzte Bewirt-

schaftungssystem mit Namen „Milpa“, bei dem Mais, Bohnen und Kürbisse zusammen ausgebracht werden. Deren Symbiose – Mais als Rankhilfe der Bohnen, Bohnen als Stickstofflieferant und Kürbisse als Erosions- und Austrocknungsschutz – sichert dabei gerade den Ertrag.

Wenn Ihnen dieser Vergleich zu exotisch und alternativ ist: Ausgerechnet im sparsamen und konservativen Schwaben gibt es ähnlich kreative Feldkulturen, wo auf Getreidefeldern absichtlich auch Linsen ausgebracht werden. Das macht die Ernte schwieriger, weil die Pflanzen teilweise unterschiedlich reifen. Wo die Abstimmung jedoch gelingt, kann sich der Schwabe mit einem seiner Leibgerichte – Spätzle mit Linsen – belohnen.

Eine solche kreative und langmütige, ja geradezu himmlische Ambiguitätstoleranz ruft damit ins Bewusstsein, dass die dualistische Scheidung von Kraut und Unkraut eine äußerst funktionale und damit perspektivische zu sein scheint: Löwenzahn mag auf englischem Rasen Unkraut sein. Aber wer Kaninchen hält, gern Löwenzahnsalat zubereiten möchte, es einfach nur bunt mag oder gern die Leichtigkeit des Seins spürt, wenn man die „Fallschirmchen“ einer Pustelblume in der Luft tanzen lässt, mag hier anders urteilen.

(7.) Diejenigen, die dem Gleichnis allerdings bis zum Ende gefolgt sind, werden mein Loblied auf die Ambiguitätstoleranz nun aber von verschiedenen Seiten und zurecht auf die „Grenzen der Interpretation“ (Umberto Eco) des Predigttextes hinweisen. Geht dieser nicht folgendermaßen zu Ende:

„Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt in meine Scheune.“ (Mt 13,30)

Entspricht diesem Ende nicht der matthäische Dualismus besser, bei dem am Ende „alle Ärgernisse und die, die da Unrecht tun“ (Mt 13,41b) gesammelt und in den Feuerofen geworfen werden, wo „wird sein Heulen und Zähneklappern“ (Mt. 13,42b)?

(8.) Es stimmt: Im Gleichnis wird alles, was nicht Weizen ist, verfeuert. Hier ist nicht die Rede davon, wie schön die Schirmchen der Pustelblume fliegen. Dennoch: Nur in der *Deutung* von Matthäus wird das entfachte Feuer als Bestrafung und als Höllenfeuer gedeutet. Der Text des *Gleichnisses selbst* sagt nichts davon, dass das Feuer eine Strafe sei. Warum, so frage ich heute Abend, in der kalten und dunklen Jahreszeit und in der kühlen Schlosskirche, könnte nicht dieses Feuer als etwas Gutes, Schönes, Nützliches und Hilfreiches begriffen werden? Entscheidend ist doch, dass auch die fremde Saat in das Gleichnis vom Himmelreich und in die Ernte mit einbezogen wird: Weizen und die andere Saat werden beide geschnitten und dann nach Verwendungszwecken getrennt gelesen. Jedoch gilt eine solche Trennung nach Verwendungszwecken ja auch schon für die Bestandteile des Weizens: Dessen Körner werden gesammelt, dass der Mensch daraus Brot oder Bier oder in der heutigen Zeit vielleicht auch nur Vogelfutter herstellen kann. Seine Halme können wir nicht essen und werden deshalb einer gesonderten Verwendung zugeführt: Sie dienten früher und dienen auch heute noch als Ausstreu für Tiere – oder als Strohsterne zum Schmuck des Weihnachtsbaums. Deshalb werden auch sie gesammelt und zu Bündeln gebunden: zu Strohhallen.

(9.) Auch die Kornblumen, der wilde Mohn, ja selbst die bunten Blüten des leidigen Löwenzahns – nach der Logik der Monokultur alles Unkraut: Doch sie können zum Schmuck der Wohnung verwendet werden – als kleine Wildblumensträußen. Ja, schauen Sie sich hinter mir an der Chorwand das barocke Dekor mit seiner Blüten- und Pflanzenpracht an: Ich bin kein Botaniker. Aber vermutlich kann man diese Pflanzen nicht alle essen. Doch ihre Gestalt diente

Bildhauern der Zierde der Kirche und als Tischschmuck vermögen sie jedes Mahl in ein kleines Fest zu verwandeln.

(10.) Ebenso verhält es sich mit dem Holz im Kamin und dem Wachs der Kerzen in der dunklen und kalten Jahreszeit: Essbar sind beide nicht. Aber ihr Feuerschein wärmt Körper und Herz. – Und wer den Weizen zu Mehl mahlt und daraus einen Teig bereitet, um Brot zu backen, der kann des Feuers und damit des Brennmaterials – sei es in Gestalt einer antiken Feuerstelle oder eines modernen Elektroherds, dessen Strom ja auch von irgendwoher kommen muss – nicht entraten. Das Kraut vom Feld ist immerhin ein nachhaltiger, nachwachsender Rohstoff. „Wer Ohren hat (zu hören), der höre.“ (Mt 13,9/Lk 8,8b)

„Sammelt [...] das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne“ (Mt 13,30b).

(11.) So auch ihr: Sammelt, was euren Jahresertrag durchwachsen hat. Sammelt alles, den ausgesäten Weizen und die unerwartete Saat. Behaltet das Gute und Erhoffte in guter Erinnerung, wie den Weizen in der Scheune. Aber werft auch das Unerwartete, selbst wenn es alles durcheinandergeworfen hat, nicht einfach fort. Sammelt es und schaut, ob es sich nicht aus einer anderen, kreativen Perspektive oder irgendwann unmerklich vom Unkraut in Heizmaterial verwandelt, über dem ihr den aus dem von euch gesammelten Weizen hergestellten Teig zu Brot backen könnt.

Amen.

(12.) Eine Predigt, die beim gebackenen Brot herauskommt, braucht nicht im Kanzelsegen ihren Abschluss zu finden. Ihr entspricht eher der direkte Übergang zur Eröffnung des Abendmahls, das uns schon Vorgeschmack der fruchtbaren Verwandlung des durchwachsenen Jahresertrags im Zeichen des gebackenen Brotes sein kann.

Deshalb bitte ich Sie und euch jetzt zum Abschluss der Predigt aufzustehen und mit mir das gepredigte Wort als lebendiges und gelebtes Wort in der Gemeinschaft des Brotbrechens zur Welt zu bringen:

Der Herr sei mit euch.

Und mit deinem Geiste.

Erhebet eure Herzen.

Wir erheben sie zum Herren.

Lasset uns danksagen dem Herren unserem Gotte!

Das ist würdig und recht.

(Wo den:die geneigte Leser:in der Gedanke ergriffen haben sollte, dass mehr als Weizen zur Fertigstellung eines gebackenen Brotes erforderlich ist und das Unkraut des Gleichnisses gleichnishaft/sinnbildlich dieses Mehr zum Ausdruck bringt, da fühle sich er:sie hiermit ermuntert, die Worte der Predigt im Genuss eines Stückes Brot [und eines Schluckes Wein] zu vollenden und so dem Geschriebenen auf sinnliche Weise nachzuschmecken.)